

Grotesk ~ A gotisch Epos

von GE Graven



Kapitel II



Stadt Avignon, Frankreich ~ 1342

Es war nun das Europa des 14. Jahrhunderts und Avignon war das Herzstück der Welt.

Das christliche Reich. Avignon, am Ufer der Rhône gelegen, war das Babylon des Westens – die Stadt wimmelte von Händlern und Wahrsagern, Trunkenbolden und Handwerkern, Soldaten und Botschaftern, Isebels und Dieben. Hohe Stadtmauern umgaben die Stadt und sollten sie vor Angriffen von außen schützen. Bei so vielen Menschen, die innerhalb ihrer Mauern zusammengepfercht waren, erwies sich eine angemessene Abwasserentsorgung als gewaltige Herausforderung, und ein übler Geruch hing wie ein unsichtbarer, aber deutlich spürbarer Schleier über dem beengten Raum.

Aus diesem Gestankmeer erhob sich der *Palais des Papes* (Papstpalast) majestätisch über das Land. Erbaut auf einem Felsen, den das Römische Reich beiseite geworfen hatte, diente dieses imposante Bauwerk als Grundstein und päpstlicher Thron des Heiligen Stuhls. Die gewaltige gotische Burg war die größte ihrer Art. Sie war eine massive, drachenartige Festung: zwölf Fuß dicke Mauern – komplett mit Zinnen, Türmen und Schießsch... Der Komplex erstreckte sich wie ein Doppelpalast und wies zwei Innenhöfe auf. In seinen Seitenflügeln befanden sich massive Hallen, von denen die größeren und bedeutenderen das Konsistorium und das Konklave waren.

Bankett- und Schatzsäle. In seinen Tiefen: ein gewaltiger Keller, der unzählige Liter Wein barg, der aus den weitläufigen Weinbergen des Papstes stammte und in riesigen Holzfässern reifte. In seinem Herzen: höllische Herde, in denen täglich Zehntausende Brote gebacken wurden und Avignons babylonischer Schatz nährt wurde. Der Papstpalast war ein mittelalterliches Monstrum von gigantischen Ausmaßen – ein wahrhaft kolossales Bauwerk.

Im Inneren des Palastes wucherten die Eingeweide von Korruption, Reichtum, tief verwurzelter Ungerechtigkeit, Macht und großer Autorität, ein unaufhörliches Gewirr aus sich selbst und sich wieder zusammenziehenden Kräften. Stets wimmelten die Gänge des Schlosses von Kardinälen und Kurienbeamten, päpstlichen Gardisten und Knappen, Ratsmitgliedern und Gesetzeshütern, Konkubinen mit demütigen Blicken, Rittern und ihren Lehnsherren, hochrangigen Besuchern und ihren Begleitern, darunter auch angesehene Verwandte und private Unterhalter des Papstes.

Während der Amtszeit von Papst Benedikt XII. dienten 24 Kardinäle im Kardinalskollegium. Kardinal Blasi galt als der temperamentvolle Unruhestifter des Kollegiums und war bei den meisten der etablierten Mitglieder unbeliebt. Jean-François Blasi, einer der jüngsten Kardinäle, war ein gesunder, hochgewachsener Mann mit blondem Haar. Sein auffälligstes, und zugleich beunruhigendes Merkmal, waren seine Augen: ein klares braunes Auge und ein blindes, milchiges Auge, das an den Blick eines Teufels erinnerte. Nur wenige Kardinäle duldeten seine Gesellschaft außerhalb offizieller Termine. Doch Blasi genügten wenige – jene Kardinäle mit genügend Einfluss im inneren Zirkel, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Zumeist handelte es sich um ältere Kardinäle, die auch im Papstpalast als Aufseher tätig waren.

Es war in Avignon üblich, dass hochrangige Kardinäle die Aufsicht über verschiedene Flügel, Säle, Kapellen und das Gelände des Palastes übernahmen. Jahrelang war Blasi für den Großen Keller zuständig. Dieser weitläufige Keller war ein unterirdischer Gang, der 1337 angelegt wurde und sich über die gesamte Länge des darüberliegenden Flügels erstreckte, in dem sich der Konklavesaal befand. In diesem riesigen unterirdischen Gewölbe lagerten Hunderte von Fässern mit einigen der besten Weine Europas. Blasi war für nahezu jeden Aspekt ihrer Produktion verantwortlich, von der Traube bis zur Abfüllung, einschließlich der anschließenden Lagerung und sicheren Aufbewahrung der Weine. Die Weinkellerei, die allgemein als äußerst wichtige Position galt, trug maßgeblich zu den jährlichen Einnahmen des Papsttums bei.

In Bezug auf den Palast galt Blasi daher allgemein als der „Kardinal der Weine“. Darüber hinaus wusste jeder Kenner, dass eine Freundschaft mit Blasi gleichbedeutend mit einer Freundschaft zum Großen Keller war. Der drahtige und sehnige Kardinal Raulin Toussain, Aufseher der Palastspeisekammer und Boteillerie (das Flaschenlager) und die sehr fettleibige, aber dennoch zarte Kardinalin Lilo Julin,

Der Küchen- und der Bankettsaalmeister waren zwei, die sich selbst als Feinschmecker betrachteten und beide darauf bedacht waren, die Freundschaft des Kardinals der Weine zu pflegen. Blasi wusste genau, warum diese beiden ihn umwarben, doch es gab dennoch unter ihnen ... zumindest eine unverkennbare Form der Kameradschaft.

Im Gegensatz zum wesentlich größeren Kardinalskollegium umfasste der Rat der Apokryphen nur drei Kardinäle: Kardinal Hadour Xavier, den ältesten Ratsherrn; Avit Basiliste, den ältesten und gebrechlichsten; und Edmard Lean, den jüngsten und zuletzt ernannten. Kardinal Xaviers Dienst endete mit dem Auffinden seiner nackten und enthaupteten Leiche. Ein Bauernjunge entdeckte seine Überreste in einem Dickicht an einer Straße westlich von Avignon. Um ihn herum lagen die Leichen seiner Wachen verstreut, ihre Körper ebenso geschändet. Sein Mord blieb ein Rätsel. Bevor die Gerüchte um die Morde verstummten, starb auch Papst Benedikt. Obwohl mehrere Kardinäle darauf bestanden, dass Benedikt vergiftet worden war und die Mordserie Teil einer größeren politischen Verschwörung war, konnten diese Spekulationen nie belegt werden. Blasi, der den päpstlichen Weinen am nächsten stand – und obendrein ein Tyrann war –, wurde von vielen der Vergiftung verdächtigt, doch niemand wagte es, ihn wegen seines aufbrausenden Temperaments zur Rede zu stellen.

Weniger als zwei Wochen nach Benedikts Staatsbegräbnis wählte das französisch dominierte Konklave in aller Eile einen weiteren Franzosen, Pierre Roger de Beaufort, den fünften in der Nachfolge des Avignoner Papsttums. De Beaufort wurde auf den Namen Clemens VI. getauft. Die meisten der üblichen Würdenträger waren bei der Wahl anwesend: die Kardinäle des Kollegiums und des Konzils, der Generalsekretär, der Generalvikar und der Vizeregent, die höchsten päpstlichen Beamten des Königreichs Neapel, die angesehensten Bischöfe und der gesamte Kreis der Gefolgschaft. Eine Versammlung war erforderlich. Ein Gesandter von Philipp VI. de Valois, König von Frankreich, fehlte bemerkenswerterweise, da er zu spät eingetroffen war, um an der Zeremonie teilzunehmen.

Die Macht dieser Wahl lag vordergründig beim *Kardinalskollegium*. Doch nur wenige wussten, dass die wahre Macht der päpstlichen Überzeugung in den Händen weniger lag – nämlich des *Konzils der Apokryphen*. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich das Kardinalskollegium zu einem Wahlgremium der Kirche entwickelt, das nun dem Heiligen diente. Siehe, in ähnlicher Weise wie jedes parlamentarische Organ seiner Gesamtorganisation dient. Im Gegensatz dazu war das Konzil der Apokryphen ein kleines, verschleiertes und bewusst nicht protokolliertes päpstliches Gremium, dessen Autorität der des Kollegiums und der Kardinäle durchaus ebenbürtig war. Die Apokryphen unterstanden keiner anderen Herrschaft als der Gottes und waren nur seinem auserwählten Vertreter auf Erden – dem Heiligen Vater und Papst – rechenschaftspflichtig.

Die Apokryphen bestanden aus zwei unterschiedlichen Ebenen – dem Oberen und dem Unteren Rat.

Der Obere Rat bestand aus dem Papst und den von ihm ernannten Kardinälen, die wiederum die Äbte und Mönche des Unteren Rates beaufsichtigten. Seit seiner Gründung schwankte die Mitgliederzahl dieses Rates zwischen 60 und 66, die jeweils vom Oberen Rat ernannt wurden. Die Ernennung zum Rat erfolgte auf Lebenszeit; neue Mitglieder wurden erst nach dem Tod eines bisherigen Mitglieds eingesetzt. Zwei der drei ursprünglichen Kardinäle des Oberen Rates – Basiliste und Lean – residierten in Avignon. in einer Villa namens Château Rouge. Die Mitglieder des Unteren Rates waren jedoch gleichmäßig auf zwei gleichwertige und abgelegene Klöster im Hinterland Frankreichs und Italiens verteilt. Dies waren die *Abbaye des Gardiens* (Abtei der Garde) in den Hügeln der französischen Provinz Auvergne und das *Monastero del Cancellio* (Kloster Cancellio) in den entlegenen Bergen der italienischen Provinz Umbrien.

Die Abtei Gardiens des Unteren Konzils unterstand ihrem ansässigen Abt Vonig, während das Kloster Cancellio in Italien unter der Leitung seines ansässigen Abtes Domingus stand. Beide Äbte des Unteren Konzils berichteten ausschließlich den Kardinälen des Oberen Konzils, die ihrerseits geheim und nur dem Papst Bericht erstatteten. Diese abgeschiedenen Klöster verstanden sich als Benediktiner, wurden aber nicht nach der Benediktinerregel geführt. Sie hatten einen eigenen Orden gegründet, der weder benediktinisch noch franziskanisch noch zisterziensisch war. Jahrhundertlang hatten diese Klöster Sie blieben von der Klosterregel losgelöst und unterstanden der ausschließlichen Kontrolle des Konzils der Apokryphen. Das Konzil und seine beiden Klöster mit seinem angesehenen Kreis Die Dienerschaft verkörperte äußerlich eine Art „Heiliger Geist“, der das grauenhafteste Skelett des päpstlichen Kabinetts bewachte. Doch nur wenige Geheimnisse entgingen Lucifael – insbesondere jene des Rates.

Während Lucifael Asien mit ihrem Todesatem verwüstete, war sie gleichermaßen mit Europa beschäftigt und täuschte zwei seiner Nationen. Durch Heirat kreuzten sich die königlichen Blutlinien Frankreichs und Englands. Kurz gesagt, ein König starb, und England hatte rechtmäßigen Anspruch auf Frankreich – der Teufel steckte im Detail. Dennoch gerieten die verstrickten Königreiche in eine Sackgasse, und die Glocke läutete. Und so begann der *Hundertjährige Krieg*. Die allererste dieser Schlachten, die sich als die schrecklichste der Geschichte erweisen sollte, fand auf französischem Boden statt und sollte für immer als die blutige Schlacht von Crécy bekannt sein. Viele wurden Zeugen der Schrecken, die sich an jenem schwülen Augustnachmittag der Schlacht ereigneten.

Crecy-en-Ponthieu ~ Nordfrankreich ~ August 1346

Nur noch Überreste des Sturms waren zu sehen. Donner grollte nach Westen, und Blitze zuckten.

Ein leuchtend schwarzer Rabe stach in die fernen Hügel. Er ließ sich zwischen den windgepeitschten Ästen einer knorrigen Eiche nieder und wirbelte ein paar zerzauste Blätter auf. Seine schwarzen Pupillen schwellen an und zogen sich zusammen, kalt und mechanisch, als ob eine Maschine sein pechschwarzes Auge steuerte. Der Rabe wiegte den Kopf und krächzte zweimal, dann noch einmal, der sich entfernenden Gewitterwolke hinterher. Unterhalb des Eichenvorsprungs stapfte eine Kolonne französischer Soldaten einen schlammigen, ausgefahrenen Weg entlang.

Die Franzosen – zumeist Bauern, deren Hände eher an Äxte und Mistgabeln als an Schwerter gewöhnt waren – marschierten durch die sumpfigen Hügel Nordfrankreichs in den Krieg. Ihr frisch gekrönter *König Philipp VI.* hatte dem englischen „Hund“ *Eduard III.* erklärt, Frankreich würde den Thron niemals mit England oder irgendjemand anderem teilen. Frankreich, so Philipps Dekret, sei souverän, und der Thron gehöre allein ihm. Auf Philipps dreiste Behauptung reagierte Eduard mit rasender Wut und war fortan entschlossen, ihn zu stürzen. Er verwüstete Frankreich und brannte ganze Dörfer nieder. Er war darauf aus, Philipp so viel Schaden zuzufügen, dass dessen Sturz erzwungen werden musste – innerhalb weniger Monate. Als Philipp von Edwards dreistem Angriff erfuhr, versammelte er viele der französischen Lords, um gegen den Eindringling zu marschieren.

Philipps Aufruf zu den Waffen war so eindringlich, dass Eduard, der nun der gewaltigen französischen Streitmacht auf der Ebene oberhalb von *Crécy-en-Ponthieu gegenüberstand*, sich weigerte, ihn anzugreifen, und nach Norden in Richtung Calais floh. Die Franzosen waren zuversichtlich und rechneten fest mit einem schnellen Sieg. Philipps Streitmacht war gewaltig und setzte sich aus den Heeren vieler Herren zusammen – selbst wenn sie größtenteils aus Bauern bestanden, waren sie größer als fünfunddreißigtausend Mann und den Engländern zahlenmäßig überlegen. Drei gegen einen. Die französischen Herren und ihre Ritter unterschieden sich jedoch leicht von der Schar der Bauern und Händler: Erstere waren gut beritten, trugen Banner und waren in schwere Rüstungen gehüllt; sie besaßen die stolze Haltung von Adligen und die grimmige Entschlossenheit, die für erfahrene Soldaten charakteristisch war.

Lange Schwerter, Streitkolben und Schilde klirrten an gepanzerten Reittieren; Reihen von Piken ragten zwischen den geordneten Kolonnen der Fußsoldaten auf; Armbrustwagen rumpelten über unebenes Gelände. Tausend Sättel knarnten; tausend Pferde schnauften und stampften. Lautstarke Befehle wurden von Rang zu Rang weitergegeben, während Gruppen von Männern Lieder sangen. Felder und Ernten hatten sie zurückgelassen. In der feuchten Augustluft bildeten die Geräusche des Krieges ein Requiem für die Männer, die stoisch ihrem Schicksal entgegenmarschierten. Obwohl die Soldaten draufgängerisch waren – in der Annahme eines schnellen und entscheidenden Sieges und der Gefangennahme vieler Engländer –, herrschte in ihnen die gleiche Unruhe wie bei scheuen Schweinen am Vorabend des Kri- Gemetzels. Die gemeinsame Gemütsverfassung verriet eine deutliche Nervosität, die eher eine körperlose Vorahnung als eine konkrete Einschätzung hervorbrachte – ein vages, aber zutiefst ablenkendes Bewusstsein, das bis in die Knochen ging – ein Gefühl drohenden Unheils.

Selbst die Schlachtrosse erkannten das Wesen des Geschehens; doch der leuchtend schwarze Rabe, hoch über dem Schlachtfeld in der knorrigen Eiche sitzend, erfasste es am besten. Es war die unsichtbare Gegenwart des Teufels selbst und in ihrer Begleitung ein weiterer bereitwilliger Engel: *der Tod*.

Inmitten der Soldatenkolonne marschierten zwei schwer gepanzerte Ritter mit ihren gepanzerten Pferden Schulter an Schulter. Über ihren Brustpanzern hingen ärmellose Wämser mit identischen, aufgestickten Emblemen. Dieselben Insignien zierten ihre Satteldecken und Schilde. Die Ritter ritten unter dem Banner von Lord Amelet von Laon. Sie waren Brüder. mit einem Abstand von sechs Jahren, tragend das Wappen und den vornehmen Familiennamen Blasi. Jean-Jacques und Jean-René waren die jüngsten der drei Blasi-Brüder; der älteste von ihnen war Jean-François.

Im Gegensatz zu Jean-Jacques, einem ungestümen Mann, lebte Jean-René mit seiner Frau Alsaé Blasi und seinem einzigen Sohn Michael Blasi in einem Schloss auf dem angesehenen Landgut der Familie Blasi am nördlichen Stadtrand von Reims. Neben diesem Landgut bewohnte Jean-François das große, dem Papst gehörende Château Rouge in Avignon. Er teilte sich das zweistöckige Schloss mit mehreren anderen päpstlichen Würdenträgern; ihre prunkvollen Gemächer befanden sich unter einem Dach.

Jacques biss das letzte Stück von einem Apfel ab und warf es gegen den Helm seines Bruders. Das Kerngehäuse traf Renés hochgeklapptes Visier und schlug es zu. René riss es hoch, seine Stirn runzelte sich verbittert, doch sein Blick blieb starr nach vorn gerichtet. Jacques lachte und lehnte sich auf seinem Pferd vor, um den trotzigsten Gesichtsausdruck seines Bruders besser zu betrachten.

„Ach komm schon, René“, sagte der junge Mann lächelnd. „Lachen hebt die Stimmung vor der Schlacht. Ich bin doch nicht *König Edward, Le Petit!*“ Jacques zog einen frischen Apfel aus einem Beutel, der an seiner Seite hing.

René antwortete kühl: „Die Männer sind nicht auf den Angriff vorbereitet. Sie sind vom Marsch erschöpft.“

„Ich werde die Engländer ins Meer treiben!“, verkündete Jacques und hob seinen Apfel hoch. „Ich werde Edward einen Apfel in den Mund stopfen und ihn zurück über das Meer schleudern. Und da ich dein gütiger Bruder bin, René, werde ich dir einen englischen Knappen fangen“, fügte er kichernd hinzu, bevor er ein Stück aus dem Apfel biss.

„Sie sollen sich in eine defensive Position begeben und auf den Angriff vorbereitet sein“, erklärte René.

„Sie werden so müde sein wie kleine Mädchen“, entgegnete sein Bruder. „Sie haben Tage des Krieges erlebt.“ Beim Anblick unserer Übermacht werden sie ihre Waffen niederwerfen und sich ergeben.“

„Sie werden nicht kapitulieren. Sowohl Edward als auch sein Schwarzer Prinz stehen an ihrer Seite. Sie werden sie bis zum Tod verteidigen – du redest töricht.“

„Sie sind müde“, beharrte der Jüngere. „Sie werden sich ergeben. Du bist der Narr, René. Ich werde den Narren nach der Schlacht daran erinnern, wer er ist – falls es denn eine gibt.“

„Du hast Befehle, Jacques. Du wirst sie befolgen, denn ich, der Marschall Seiner Majestät, habe befohlen, dass alle Banner ruhen, bis die Männer von einem Tagesmarsch ausgeruht sind.“

„Sieh dich um, René. Sieh ihnen in die Augen – sieh ihren Kampfgeist! Sie werden keine Ruhe finden. Ihr Blut kocht. Sie werden angreifen; selbst gegen Befehle“, erwiderte Jacques.

„Viele dieser Männer haben noch nie so gekämpft wie wir“, erinnerte René ihn. „Und wir sind an Befehle gebunden – an Lord Amelet, dessen Banner für Seine Majestät weht“, spuckte René hervor. „Wir haben Befehl zu ruhen. Wir dürfen nicht gegen Edward vorgehen, bis wir den Befehl zum Angriff erhalten.“

Die beiden Männer blickten über die langsam vorrückende Armee, während zwischen ihnen eine kurze Stille eintrat. Die Kolonne schien sich endlos durch das unebene Gelände vor und hinter ihnen zu erstrecken. Jacques wandte sich mit angewidertem Gesicht an René und sagte zu seinem Bruder: „Wenn diese einfachen Männer ihr Leben für die Engländer riskieren, die meisten ohne Schild und Rüstung, dann werde auch ich reiten und sie verteidigen. Jeder Ritter, der Frankreich treu ist, wird es tun. Wir dienen Frankreich – diese Männer sind Frankreich, und ich werde sie verteidigen!“

„Darf ich dich daran erinnern, lieber Bruder, dass du einen Eid geschworen hast, dessen Bruch mit dem Tode geahndet wird? Und du könntest dem Haus Blasi für immer jegliche Ehre rauben. Dieser Tag wird *jeden* Blasi tiefgreifend beeinflussen, zum Guten *wie zum* Schlechten.“

Jacques starrte geradeaus, als ob er René nicht hörte.

„Verdammt seist du dann, Jacques“, knurrte René und klappte seinen Gesichtsschutz herunter.

Schließlich fragte Jacques: „Willst du auch mit Frankreich reiten?“

René hob sein Visier und antwortete: „Du hast völlig das Gleichgewicht verloren, Jacques.“

Jacques verzog das Gesicht und wiederholte die Frage: „Willst du?“

„Du bist kein Ritter – eher ein Narr in Rüstung.“

„Willst du dann?“

„Ich werde Jean-François nicht gestehen, dass ich nicht an der Seite seines törichtigen Bruders in der Schlacht war.“

„Ja“, sagte Jacques. „Es ist, wie er gesagt hat: Das Kreuz begleitet uns beide oder keinen von uns.“

„In der Tat“, seufzte René. Er wandte sich Jacques zu und schalt ihn. „Du lässt mir keine Wahl. Das gefällt dir, nicht wahr?“ René's Stirnrunzeln verschwand und ein trockenes Lächeln huschte über sein Gesicht. „Ich muss mit *dem Bouffon von Frankreich* reiten. So sei es.“

Jacques lachte leise und beugte sich zu seinem Bruder. „Sieh dich um. Ich kenne die Herzen der Männer, René, genau wie du. Diese Männer werden nicht ruhen, bis sie *Le Petit* ins Meer geworfen haben. Der Sieg ist uns schon sicher. Bald schon werden wir Edwards Kopf – und seinen Thron – haben. Zeig uns unsere

„Das Kreuz des Kardinalsbruders , damit wir zum Sieg stürmen können.“

René warf den Apfel beiseite, streifte den Helm ab und zog eine feine goldene Kette unter seinem Brustpanzer hervor. Sie trug das beträchtliche Gewicht eines mit Edelsteinen besetzten Kruzifixes, das seinem älteren Bruder Jean-François Blasi gehört hatte und inzwischen vom verstorbenen Papst Benedikt XII. persönlich gesegnet worden war. François hatte darauf bestanden, dass René und Jacques es in jeder Schlacht bei sich trugen. Wie es der Augenblick verlangte, war es nun René's Aufgabe, das Blasi-Kreuz zu tragen. Dies war Teil der Sache, der sich René verpflichtet fühlte, sich seinem Bruder anzuschließen. Wenn Jacques angreifen würde: Er würde seinen Bruder nicht allein und ohne Kreuz dem Tod überlassen. Auch würde er die französische Armee nicht allein kämpfen lassen, so töricht vereint sie auch sein mochte. Seinen Landsleuten und seinem Bruder war er gleichermaßen verpflichtet, wenn auch auf unterschiedliche Weise; beide würde er verteidigen – beide würde er ehren. René beugte sich über die Reling. Er stieg von seinem Pferd und reichte Jacques das Kreuz. Jacques küsste das kalte Metall und neigte ehrfürchtig den Kopf. Ein Donnerschlag hallte über die Landschaft. Jacques lachte und deutete ihn als gutes Omen. Über ihnen, in den Zweigen einer gedrungenen Eiche, ... Ein leuchtender Rabe regte sich mit flatternden Federn. Er schoss von seinem Ast in den nordwestlichen Horizont, auf die englischen Heere zu.

„Im Namen des Allerhöchsten Herrn und des Heiligen Dionysius“, murmelte Jacques mit stoischer Strenge. René richtete sich auf seinem Pferd auf und wiederholte die gleiche Ehrfurcht. Er steckte sich das Kruzifix wieder an die Brust und setzte seinen Helm auf. Berittene Soldaten rasten die Armeekolonnie entlang und riefen: „Macht euch bereit! Macht euch bereit!“ „Waffen!“ Die Kolonne stürmte vorwärts.

Philipps Heer hatte Edward eingeholt, dem nun kaum eine andere Wahl blieb, als sich umzudrehen und zu kämpfen. Der englische König hatte seine berittenen Ritter und Pikeniere auf einem breiten Hügel nahe des Dorfes Crécy aufgestellt, dahinter und davor Bogenschützen, und im Rücken warteten weitere Freibauern mit ihren Pferden. Edward führte sein Kommando aus einer besetzten Windmühle auf dem Hügel.

In kürzester Zeit, während er nach Nordosten flog, überflog der aufgeregte Rabe eine Fläche grob gepflügten Bodens und tauchte in ein abgelegenes Dickicht ein, das von einem schmalen Hügelkamm verborgen war. Das leuchtende Aussehen des Vogels erhellte das Gebüsch aus Disteln und Eiben, sein schriller Ruf erschreckte einen jungen englischen Bogenschützen, der sich im Windschatten erleichterte. „Ein unheilvolles Zeichen an einem unheilvollen Tag“, flüsterte der Bogenschütze und starrte den Raben an – und es schien, als sähe der Vogel ihn, durchschaute ihn, und sein unnatürlicher Blick durchbohrte seine Seele. Er sank auf die Knie und umklammerte seinen Kopf, als wolle er ihn vor der Explosion bewahren . Er keuchte und stöhnte, brach zusammen und starb.

Sie kreischte und flatterte wild, bevor auch sie in den Tod stürzte und in einer federartigen Zuckung ins Unterholz fiel.

Die Augen des toten Bogenschützen rissen auf. Er richtete sich vom Boden auf und musterte die Umgebung. Leer. Das Weiße seiner Augen war ausgewaschen – glänzend schwarz wie Rabenfedern. Er nahm einen Langbogen, der an einem Baumstamm lehnte, und verließ mit einem vollen Köcher Pfeile über der Schulter den Hain, gesättigter als er ihn betreten hatte. Obwohl seine Blase leer war, platzte sein Herz – prall gefüllt mit dem schwarzen Übel, das in seiner unbewegten Brust brodelte. Er brach durch das Dickicht zu einer starren Formation von fast tausend Bogenschützen, die fünfhundert Bewaffnete flankierten. Die Formation stand auf einer Landzunge mit Blick auf ein flaches Tal im Osten.

Ihnen und im Westen warteten Tausende weitere Soldaten in zwei perfekten Quadraten. Der Bogenschütze nahm seinen Platz in den Reihen ein.

Wie Jacques Blasi vorausgesagt hatte, stürzte sich die französische Armee ungestüm ins Getümmel, bevor ihre Befehlshaber sie zurückhalten konnten. Im Tal stürmte eine unorganisierte Masse aus schreienden Bewaffneten, Speerträgern, genuesischen Armbrustschützen und berittenen französischen Rittern auf den von den Engländern besetzten Höhenzug zu. In dem wilden Getümmel herrschte Chaos; die Männer warfen sich in ihrer Blutgier gegenseitig zu Boden, einige spießten sich sogar auf sich selbst mit ihren eigenen ungeschickten Händen an den Schwertern festnagelten.

Auf der englischen Seite des Hügels schritt der seelenlose Soldat zwischen langen Reihen von Bogenschützen hindurch, die ihre Langbögen hoch und gespannt hielten.

„Ruhig! Halt!“, brüllte eine autoritäre Stimme.

Als die überlebenden Bogenschützen die Schwärze seiner Augen sahen, strömten sie zurück, ihre Reihen teilten sich wie das Rote Meer auseinander.

Erschrocken flüsterten die Männer einander zu: „Weg da! Der Teufel steckt in ihm!“ Niemand rührte sich, um ihn aufzuhalten, als er sich in den Reihen umdrehte und den Hügel hinuntermarschierte, die Engländer und ihre Stellung hinter sich lassend.

„Bogenschütze! Zurück auf deinen Posten!“ Ein brüllender Befehl ertönte hinter den Reihen. Die Stimme gehörte Lord Clifford, ihre Macht war unmissverständlich, doch der Bogenschütze setzte seinen langsamen, sicheren Kurs den Hügel hinab fort. Hinter der englischen Formation zeichnete sich ein grauer Himmel ab. Die Sonne brach durch die Wolken, und der Nachmittagsstrahl brach hervor. Da die Sonne nun im Rücken der Engländer stand, waren die herannahenden französischen Truppen geblendet.

Von seinem Platz inmitten seiner eigenen Bogenschützen rief der Graf von Warwick und Oxford: „Lord Clifford, schickt euren Bogenschützen zurück! Lords, haltet eure Männer auf dem Ziel!“

Der Teufelsbogenschütze zog einen Pfeil aus seinem Köcher und spannte ihn, ohne seinen Schritt zu verlangsamen, tief in seinen Langbogen. Seine schwarzen Augen ruhten auf zwei hellen Punkten am anderen Ende des Tals.

„Bogenschütze! Kehre zurück, sonst wirst du von hinten niedergestreckt!“, befahl Lord Clifford. Der Bogenschütze setzte seinen Weg den Bergrücken hinab fort, seine dunkle Gestalt hob sich gespenstisch vom Chaos ab. Die vorrückenden Franzosen. Clifford lenkte sein Pferd vorwärts, gefolgt von seinem Bannerträger. Er blieb neben einem der Bogenschützen stehen und knurrte Befehle, den einsamen Krieger dort fallen zu lassen, wo er stand.

„Von hinten, Mylord?“, fragte der Bogenschütze verlegen.

„Ich befehle dir, vorzutreten und diesen Mann fallen zu lassen! Tu es jetzt, Bogenschütze!“, zischte Clifford und gestikuliert wütend in Richtung der sich zurückziehenden Gestalt.

„Wahrlich, Mylord.“ Der Bogenschütze verbeugte sich und begab sich in freie Position. Er spannte den Bogen, prüfte den Wind und schoss den Pfeil den Bergrücken hinab. Der Schaft flog gerade und schnell, durchbohrte den Rücken des leblosen Mannes und trat mitten aus seiner Brust wieder aus. Der aufgespießte Bogenschütze verharrte einen Moment, dann wandte er sich dem Bergrücken zu. Die englischen Soldaten sahen nur noch eine verschwommene Gestalt, als der Tote sich umdrehte – vielleicht, als wollte er sie grüßen. Niemand sah den Pfeil von seinem Bogen fliegen und den Bergrücken hinaufsausen – Sie sahen, wie der Pfeil das Auge von Lord Cliffords jungem Bogenschützen durchbohrte. Erst als der Bogenschütze zu Boden sank, sahen sie den schwarzgefiederten Pfeil aus seinem Kopf ragen. Der Teufelsbogenschütze drehte sich um und stürmte weiter das Feld hinunter, direkt in die tosende Lücke des französischen Angriffs.

„Lasst ihn in Ruhe!“, zischte Clifford und starrte den wandelnden Toten an. „Bogenschützen, zielt! Auf mein Zeichen bereit!“

Doch alle Blicke richteten sich auf das Wesen, das ungerührt auf den vorrückenden französischen Feind zuging und den Pfeil, der in seinem Oberkörper steckte, völlig ignorierte.

Der Knall einer primitiven englischen Kanone hallte über das Feld, als der erste Pfeilhagel einsetzte. Pfeile prasselten auf die angreifenden Franzosen herab. Männer und Pferde fielen unter dem Pfeilhagel, was die Franzosen entsetzte. Die Pfeilschäfte trugen neuartige Bodkin-Spitzen. Diese langen, schweren Eisenspitzen konnten selbst Rüstungen durchdringen. Die englischen Langbögen waren aus dichtem Eichenholz geschnitzt und mit widerstandsfähigen Hanfsehnen ausgestattet, die ein Zuggewicht von mindestens 45 Kilogramm erforderten. Sie schleuderten diesen verheerenden neuen Pfeil mit unglaublicher Wucht. Die Metallrüstungen der französischen Ritter boten ihnen kaum Schutz.

Als Philipp seine Männer in Unordnung sah und sie hastig fallen sah, befahl er ihnen umzukehren und sich neu zu formieren. Sie ignorierten den Befehl, stürmten an ihm vorbei und rannten wie Wahnsinnige durch das Tal. Die genuesischen Armbrustschützen gerieten in ein Hagel von Langbogenpfeilen.

Weit entfernt von den Engländern warfen sie ihre Bögen weg und flohen. Als Philipps Bruder, Graf von Alençon, dies sah, befahl er ihre Tötung. So kam es, dass an jenem Tag mehr Genuesen im Kampf durch die Hand ihrer französischen Kameraden fielen als durch die einfallenden Engländer. Armee.

Der seelenlose Bogenschütze schritt allein über das aufgewühlte Schlachtfeld. Männer und Pferde gehorchten dem Instinktives Grauen strahlten diese schwarzen Augen aus, und niemand wagte sich an den Bogenschützen heran, der sich scheinbar unbekümmert um den Pfeil bewegte, der ihn durchbohrte. Er zog einen weiteren Pfeil aus dem Köcher auf seinem Rücken, spannte ihn und ließ ihn mit einer sicheren Bewegung los. Knapp dreihundert Meter weiter unten schlug der Schaft zwischen den Vorderbeinen von Jean-Jacques Blasis Pferd in den Boden. Zwei genuesische Armbrustbolzen trafen nun die Rippen des toten Bogenschützen, ein dritter durchbohrte seinen Oberschenkel. Doch sein schwarzer Blick ließ sein Ziel nicht los, und die Pfeile hielten ihn nicht auf und verlangsamten auch nicht seine Hand. Noch bevor der erste zur Ruhe gekommen war, verließ ein weiterer Pfeil seinen Bogen. Dieser verfehlte sein Ziel nicht. Er sauste nach unten in den Kragen von Jacques' Rüstung und durchbohrte seine linke Lunge. Als er von seinem Pferd stürzte, zuckte ein weiterer Pfeil vom Himmel; neben ihm hörte René ein entmutigendes Knallen, als sein eigenes Pferd unter ihm zusammenbrach. Ein schwarz befiederter Pfeil ragte zwischen den Augen des Tieres hervor. Doch der tote Bogenschütze war nicht unsterblich. Noch während er einen weiteren Pfeil abschoss, durchbohrte ihn ein Armbrustbolzen in der Kehle, und er sank zu Boden. René sprang auf und rannte zu seinem Bruder. Soldaten stürmten schreiend an ihnen vorbei, ihr wilder Angriff. René hob Jacques' Gesichtsschutz an, hob seinen Kopf vom Boden und bettete ihn in seine Armbeuge. Tränen stiegen ihm in die Augen; er wusste, Jacques würde dieses Tal nicht verlassen. lebendig.

„Nein, René“, sagte Jacques, dessen Gesichtsausdruck zwischen gezwungenem Lächeln und tiefem Schmerz schwankte. „Ich bin ehrenvoll gefallen.“ Er hustete den blutigen Atem an. „Ich möchte – unser Kreuz – ein letztes Mal umarmen.“

René riss sich den Helm vom Kopf, hob das Kinn und riss so heftig an der Halskette, dass das Kruzifix von seiner Brustplatte fiel. Er hantierte damit und brachte das Kreuz zu seinem Sterbebett. Die Lippen des Bruders . Jacques küsste sie und lächelte.

„René, wenn du Edward tötest, bitte den großen *Jean-François-de-France*, für mich zu beten.“

„Schwör es“, flüsterte er .

„Ehrenwort, Jacques. Und ich werde ebenso für dich beten, bis mein Atem getan ist.“

René antwortete mit einem Lachen und einem Tränenschauer. Das war ein altbekannter Scherz unter den Brüdern – der alberne Titel, mit dem sie ihren „übermäßig ernsten“ Bruder neckten . Älterer Bruder: François de France. Als René das Kreuz wieder unter seinen Brustpanzer schob, seufzte sein Bruder und starb in seinen Armen.

Jenseits des Tals regte sich der Teufelsbogenschütze. Sein Werk war noch nicht vollendet. Ein dicker Armbrustschaft, der in seinem Oberschenkel steckte, brach mit einem knorpeligen Knacken ab, als er sich abrollte und auf die Knie aufstand. Ein Pfeilhagel prasselte auf seine leichte Rüstung nieder, doch sein Blut floss nicht; er spannte einen Pfeil auf und schoss ihn ab. René hob sein Gesicht gen Himmel und klagte vor Trauer und Trotz, während sein eigener Tod auf schwarzen Schwingen auf ihn zuflog. Der Pfeil der Hölle sauste wie eine verdammte Seele zur Erde. Er durchbohrte René's Gaumen, traf sein Gehirn und spaltete seinen Schädel. Er schrie nicht mehr. Sein Körper fiel über den seines toten Bruders, sein entsetztes Gesicht verzerrte sich vor Entsetzen. Seine aufgerissenen Augen sahen nicht den genuesischen Pfeil, der dem verfluchten Bogenschützen den Schädel durchbohrte. Der Bogenschütze fiel und rührte sich nicht mehr.

Das englische Heer bestand aus etwa zwölftausend Mann, mehr als die Hälfte davon Bogenschützen. Bewaffnete Männer standen in der Mitte zweier weit auseinandergezogener Flanken von Bogenschützen und bildeten ein präzises V von etwa achtzehnhundert Metern Länge. Das französische Heer zählte sechsdreißigtausend Mann. Welle um Welle – insgesamt fünfzehn – stürmten Ritter in den englischen Pfeilhagel, nur um sich auf ihre Toten und die vor ihnen Sterbenden zu stürzen. Zwischen den fliehenden genuesischen Armbrustschützen, deren Augen von der Sonne geblendet wurden, und den wahnsinnigen Schreien der ungeschulten Bauern auf dem Schlachtfeld, begannen die französischen Truppen zu fallen. Völliges Chaos herrschte. Das Schlachtfeld war übersät mit englischen Pfeilen, die zwischen den gefallenen Männern und Tieren wie steife Gerstenhalme hervorstachen. In nur zehn Stunden waren fast eine halbe Million englischer Pfeile vom Höhenzug herabgeregnet, und über sechstausend Franzosen und Genuesen waren gefallen. Es war wahrlich ein teuflischer Tanz – und was für ein grausamer Walzer!

Die Geisterstunde hatte bereits geschlagen, als der verwundete Philipp sich zurückzog. Ihm blieb kaum eine andere Wahl, als seine Verwundeten dort zurückzulassen, wo sie lagen. Zwei Könige, Verbündete Philipps, waren in dem grausamen Gemetzel gefallen; einer von ihnen war der blinde König Johann von Böhmen. Philipp blieb nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen. Doch Eduard nahm keine Gefangenen. Um Mitternacht schlich sich sein Sohn, der Schwarze Prinz von Wales, im Schutze der Dunkelheit heran, und seine Männer schnitten mit langen Messern den Verwundeten die Kehlen durch. Insgesamt starben 6600 Franzosen und nur wenige Hundert Engländer in der Schlacht. Es war eine Schlacht, in die Lucifael von Anfang an nur allzu sehr verwickelt war. Der Ruhm gehörte ihr allein; die beiden Könige, Eduard und Philipp, waren lediglich Schachfiguren in ihrem viel größeren Spiel. Sie war die regierende Königin, und zwei törichte Könige traten unwissentlich als Hofnarren vor ihr auf.

Nach der Schlacht gab Philipp nach. Mit Hilfe zweier Avignoner Kardinäle als Vermittler wurde bald ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England geschlossen. Eduard behielt Calais besetzt, und Philipp geriet in Panik. Die Engländer hatten die Ritterlichkeit aus Frankreich verbannt.

Die Regeln des Kampfes. Nahkampf, Konfrontation von Angesicht zu Angesicht – ein Kampf zwischen zwei Personen. Geschicklichkeit, Kraft und Mut des Mannes im Kampf gegen den Gegner waren durch etwas ersetzt worden, das im Grunde einem Speerangriff von hinten glich. Der englische Langbogen war ein Schlag ins Gesicht der Ritterklasse. Obwohl französische Ritter ihn verachteten und als blanke Feigheit brandmarkten, erwies sich der Fernkampf für kleinere Armeen wie die Edwards als äußerst effektiv. Und durch Lucifaeles Eingreifen hatte sich die Kriegskunst verändert, und die glorreichen Tage des Rittertums waren dem Ende zugeflossen.

Verzweifelt erwog Philipp, die Hilfe des Heiligen Stuhls und seiner zahlreichen gebildeten Priester in Anspruch zu nehmen. Doch er brauchte mehr als deren Gebete. Er benötigte finanzielle Mittel und ein wirksames Gegenmittel gegen die neue Waffe der Engländer – den schnellfeuernden Langbogen mit seinem panzerbrechenden Pfeil. Er brauchte neue Strategien, um den unritterlichen Taktiken der Engländer zu begegnen. Er suchte nach dieser entscheidenden Gegenwaffe und der endgültigen Gegenstrategie, die Eduard aus Calais und zurück über den Ärmelkanal vertreiben würden. Nichtsdestotrotz wandte sich Lucifael, verbittert und gierig, gegen alle Throne, als eine zu Unrecht verurteilte, aber nach außen hin stets herrschende Königin der Königinnen. Der Thron des Heiligen Stuhls und der päpstliche Palast von Avignon waren nicht sicher. Der Papst, das Kardinalskollegium und die apokryphen Kardinäle waren gleichermaßen Beute in ihrem Spiel. Und in ihnen allen spann sie ihr Netz.

Château Rouge ~ Stadt Avignon ~ April 1347

Das Château Rouge in Avignon diente mehreren College-Cardinals als bewachter Wohnsitz. Ein Wächter am Hintereingang des Schlosses trat von einem Fuß auf den anderen – ein stechender Schmerz in seiner linken Ferse. Er suchte seinen Stiefel ab, fand aber weder einen Reißnagel noch einen Splitter oder Dorn darin. Doch da spürte er es wieder: ein Stechen wie ein kleiner Dolch, der in seine Ferse stach. Es ließ ihm keine Ruhe. Er musterte das menschenleere Gelände. Kein Laut war zu dieser späten Stunde zu hören. Mit einem verstohlenen Blick zum Bogeneingang seines Postens schlich sich der Wächter in das Gebüsch, das die dicken Steinmauern des Schlosses säumte. Er klopfte hoffnungsvoll auf seine Taschen und grinste, als er in einer Westentasche ein gefaltetes Blatt Papier fand. An die Wand gelehnt, öffnete er seinen Stiefel und schob das Papier hinein. Gerade als er die Schnürsenkel wieder zuband, fiel der lange Schatten einer verummten Gestalt auf ihn. In Panik richtete er sich hastig auf und wäre beinahe gestürzt. „Wache. Du bist nicht auf deinem Posten“, sagte der Priester leise. „Warum?“ Der Wächter schritt verärgert auf den Torbogen zu, die schattenhafte Gestalt stellte sich ihm ebenfalls in den Weg. „Ich hörte ein Geräusch, Mönch“, stammelte er. „Es waren nur Hähne, die auf ihren Betten hockten.“ „der Busch.“ „Ah, schlafende Hähne. Ich verstehe.“ Im besseren Licht sah der Soldat den Priester als groß und ziemlich

Er war stämmig und hatte volles schwarzes Haar. Sein Blick schien jedoch auf die Pflastersteine gerichtet zu sein, als sein Dunkle Augen huschten über das Gesicht des Wächters; sie durchbohrten ihn wie Dolche. „Du jagst gackernde Hähne mit einem offenen Stiefel?“

„Ich habe es nicht bemerkt, Mönch.“

„Ah, verstehe. Ihnen sind die losen Schnürsenkel nicht aufgefallen.“ Die sanfte Stimme war ein unheimlicher Widerspruch.

In die blitzenden Augen blickte der Wächter und knirschte mit den Zähnen. „Zeigen Sie mir Ihre Befehle, Wächter.“

„In diesem Augenblick.“

Überrascht – er hatte sich schon gefragt, wann dieser unheimliche Priester ihn endlich seiner Pflicht überlassen würde – bückte sich der Soldat widerwillig und zog seinen Stiefel aus. Er holte seinen provisorischen Verband hervor und reichte ihn dem Priester.

„In deinem ungeschnürten Stiefel? Ah.“ Der Priester faltete das Papier auseinander und stellte sich unter eine Wandfackel, um es zu lesen. „Warum befinden sich deine Befehle in deinem Stiefel, Wache?“

Der Wächter gestand alles. Der Priester grinste und gab ihm die gefalteten Orden zurück mit den Worten: „Dann Es scheint, als ob Ihre Befehle am besten funktionieren, wenn man sie mit Füßen tritt. Sollen wir das Geständnis unter uns behalten?“

„Wenn Sie so freundlich wären, Bruder. Und wie kann ich Ihnen helfen, Bruder – ähm –“ Der Wächter rang nach dem Namen des Priesters .

„Sevalle – Erzbischof Lou Sevalle – hier in persönlicher Anordnung, um Kardinal Jean- François Blasi zu treffen.“

„Ich werde den Waffenmeister rufen. Er kann eine Eskorte organisieren.“ Der Wächter wollte sich abwenden, doch der Priester packte ihn schmerzhaft an der Schulter.

„Ich sehe an Ihren Befehlen, dass Sie neu in diesem Amt sind“, flüsterte der hohe Priester. „Ich nehme an, Sie wollen keinen Makel an sich reißen? Ich brauche keine Eskorte; ich war schon oft hier . Ich werde meinen Weg selbst finden.“

Der Soldat, der tatsächlich ein unerfahrener Rekrut und zudem nicht gerade überhastet ausgebildet war, verspürte einen Nebel. Es überkam ihn. Es war unerlässlich, dass er seinen Befehlen gehorchte; doch, erlauben Sie einem fremden Mann Unbegleitet ins Schloss? Ein undenkbarer Verstoß gegen die Pflicht, doch ebenso unerlässlich war es, dass er der sanften Stimme und dem Befehl in den blitzenden Augen gehorchte.

„Besucher werden begleitet. Ich muss –“

„Ist es möglich“, unterbrach der Priester, „dass ich Euch nicht bemerkt habe, als Ihr Euren Posten verlassen habt? Ist es ebenso möglich, dass Ihr mich nicht bemerkt habt, als ich hereinkam? Hört mich, Wächter; nehmt mich als einen weiteren stillen Hahn auf dem Schlafplatz wahr. Es ist spät – ich bin müde. Versteht Ihr, was ich meine?“

Der Wachmann wandte den Blick ab und antwortete: „Ich verstehe – wie Sie sagen. Ich kenne Sie nicht.“

Ich habe dich auch nicht gesehen.“

„Eine Lüge in guter Absicht ist keine böse Tat. Gut gemacht. Ich werde dafür sorgen, dass die Gunst dreifach erwidert wird “,

sagte der Priester und klopfte dem Wächter mit einem höhnischen Lächeln auf die Schulter, das der Soldat jedoch nicht bemerkte.

Er verschwand unter dem gewölbten Eingang und schwebte durch die stillen Korridore von

das Schloss. Der Priester kam um eine Ecke, und als er darum bog, waren seine Gesichtszüge und seine Kleidung veränderte sich abrupt, verwandelte sich in eine völlig andere Gestalt. Anstelle eines Gewandes trug er nun Er trug die Kampfrüstung eines französischen Ritters. Auf seiner Brust glänzte das Gold und die mit Edelsteinen besetzte Rüstung. Blasi-Kreuz. Er bog um eine weitere Ecke und schritt gelassen durch eine Steinmauer, sein in Rüstung gehülltes Antlitz verschmolz lautlos mit den massiven Steinen.

Im Schlafzimmer von Kardinal Jean-François Blasi flatterte kurz ein Wandteppich, als die Gestalt des Ritters durch die massiven Steinwände trat. Der Kardinal wälzte sich unruhig in seinem vergoldeten Bett, seine Augen rollten unter den Lidern, während sie den Zügen des Ritters folgten. Eine alptraumhafte Landschaft. Jean-François rollte über das riesige Bett, gefangen in einem Traum, in dem er immer tiefer fiel. Plötzlich keuchte er auf und fuhr mit aufgerissenen Augen hoch. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Der Alpträum, als er entdeckt wurde, floh aus dem Zimmer. Erleichtert sanken die Schultern des Kardinals, und er lehnte sich zurück ins Bett, die Augen langsam geschlossen – und dann wieder aufgerissen. Der Alpträum war doch noch nicht vorbei. Er setzte sich auf, sein Herz klopfte ihm bis zum Hals. Seltsamerweise in seiner Brust. Dort, in der Ecke des Zimmers, stand die dunkle Silhouette eines gepanzerten Ritters.

„Wer geht da hin?“ , zischte François mit belegter Stimme. Der Schatten trat in den Raum.

Mondlicht fällt durch das offene Fenster.

„Jacques“, brachte François mit erstickter Stimme hervor. „Bist du es, Jacques?“ Erstaunt schlug er sich die Hände vors Gesicht .

„Ich bin's, Jean-François. Ist es dir gut ergangen?“ Der Ritter schien ein schelmisches Grinsen zu tragen.

„Ja, das habe ich! Ich habe für dich gebetet. Wie geht es dir? Und René?“

„René predigt, wie er es immer getan hat. Er hat es am besten zusammengetragen, damit ich euch nicht besuche – er hat es zusammengetragen.“

„könnte Sie beunruhigen.“

„Oh nein“, log François. „Ganz und gar nicht! Du musst ihm sagen, er soll kommen. Sag es ihm, Jacques.“

„Ich bin gekommen, um dich vor etwas Schrecklichem zu warnen, François“, flüsterte der Ritter hastig.

„Frankreich wird innerhalb von nur zwanzig Jahren an Eduard von England fallen. Eduard wird die Unterstützung vieler französischer Lords gewinnen. Er wird aus dem Westen und Norden kommen und das Herz Burgunds erobern. Er wird Frankreich teilen.“

Völlig verwirrt erwiderte der Kardinal: „Selbst wenn sich die meisten französischen Herren mit Edward verbünden würden, wie könnte er siegen? Er hat keine schlagkräftige Armee!“

„Das wird er“, sagte der Ritter scharf. „Er hat einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Der Teufel selbst spricht zu Edward und weihet ihn in die Geheimnisse des Krieges ein! Edward wird unser Vaterland einnehmen, Jean-François, wenn Ihr ihn nicht vor seinem Feldzug aufhaltet – wenn Ihr ihn nicht jetzt aufhaltet.“

François' Gedanken überschlugen sich. „Das ist Wahnsinn! Ich kann solche Dinge nicht verhindern. Wenn ich mit Ihm spreche ...“

„Um Himmels willen, er wird mich noch in den Wahnsinn treiben“, sagte er mit Recht. „Könnt ihr diese Ereignisse nicht aufhalten, du und René?“

„Nur du kannst diese Ereignisse stoppen, François.“

„Ich kann den Willen eines Königs nicht verhindern, Jacques. Auch kann ich dem Teufel nicht befehlen. Ich bin lediglich ein Diener von –“

„Hör mir zu, François.“ Die dunkle Gestalt trat empört näher. „Das Konzil der Apokryphen; kennst du es?“

Der Kardinal erstarrte leicht. Zögernd gestand er: „Ja, aber nur Bruchstücke seiner Wahrheit. Was soll's?“

„Sie verbergen Geheimnisse, eine Waffe, die den englischen König vernichten kann. Du musst diese Waffe in deine Gewalt bringen, François. Du musst sie gegen ihn einsetzen. Doch zuerst musst du ...“
Man muss den richtigen Gebrauch dieser Waffe erlernen. Dieses Wissen findet sich in den Archiven der Apokryphen, in den sogenannten *Naramsin-Übersetzungen*. Auf diesen Seiten erfahren Sie mehr über die Konstruktion und Funktionsweise dieser Waffe.

„Und wie soll ich an diese Dinge gelangen?“ , fragte François ungläubig. „Das Archiv ist gut bewacht. Und sie benutzen geheimnisvolle Ausdrücke, um Zugang zu erhalten. Ich kenne diese Ausdrücke nicht, Jacques! Die Archive sind nur für den Rat bestimmt.“

„Der Teufel wird Edward dieses Geheimnis ins Ohr flüstern, und Edward wird die Naramsin-Schriftrollen suchen. Mit ihnen wird seine Macht sogar die des Heiligen Stuhls übertreffen.“
Er wird ganz Frankreich einnehmen, wenn du meine Worte nicht beachtest. François, du musst diese Tat vollbringen. Wenn nicht für Frankreich und die Kirche, dann für deine Brüder: dass wir mit Recht und Ehre gefallen sind. Selbst Engel fielen, damit Gottes Wille geschehe. Wenn andere fallen müssen, damit mehr leben können, ist es sein Wille.

François erinnerte sich an seinen Altraum. „Andere? Wer muss fallen?“

„Selbst Christus ist gefallen, damit andere leben können. Ich muss gehen, François.“ Der Ritter wandte sich ab.
„Noch einen Moment!“, rief François.

Der Ritter drehte sich um und grinste. „Ihr seid *François de France*. Um Gottes willen, rette Frankreich! Rette uns alle!“ Er drehte sich um und verschwand durch die Wand.

„Warte! Nein! Jacques! Jacques!“ François sprang aus dem Bett und jagte der flüchtigen Gestalt hinterher.

Er rannte durch seine Gemächer, riss die Tür auf und stolperte in den Flur.

„Jacques!“ Doch die langen Korridore lagen leer.

Das Antlitz seines Bruders hatte den Korridor bereits durchquert, war durch die gegenüberliegende Wand getreten und in das Besucherzimmer eines Priesters gelangt. Er sank auf die Knie. „Jacques! Komm zurück!“, schluchzte er.
Die Türen quietschten, als die Gäste mit schweren Augen verschlafen ihre Köpfe herausstreckten.

Ein schlafender Priester regte sich beim Ruf vor seinen Gemächern, doch seine Augen blieben geschlossen.

Die Öllampe am Bett erhellte das Buch der Heiligen Schrift, das mit dem Einband nach unten auf seiner Brust lag, seine Hände darüber verschränkt. Der Ritter stand am Fußende des Bettes und blickte auf den Träumenden herab .
Langsam begannen die Platten seiner Rüstung zu verschmelzen und sich zu verändern, bis sie mit der glänzenden Haut einer üppigen Frau verschmolzen, deren Fleisch totenbleich war. Ihre Augen, Nägel und ihr wildes, hüftlanges Haar waren pechschwarz. Sie war die Verkörperung der reinen und schamlosen Eva; sie war der Ursprung, aus dem alle Frauen fielen – und an dem auch alle Männer scheiterten. Sie war Luzifer. Sie verharrte lächelnd über dem Priester. Die Stimmen vieler Frauen erklangen aus ihrem blassen Mund: „Es ist eine Verschwendung eines Mannes, allein zu sein – besonders nicht unter mir. Doch bald genug.“

Der Priester verzog das Gesicht, stöhnte im Traum und drehte sich auf die Seite. Die aufgeschlagenen Schriften fielen zu Boden, und ihr nackter Absatz zertrat sie, als sie durch die Außenmauer des Schlosses trat . Nur ein Hauch profanen Gelächters blieb zurück, um den heiligen Mann in seinem Traum zu quälen .

Und Luzifers Lachen war durchaus berechtigt – es verging weniger als ein Monat, bis der böse Same Wurzeln schlug.

Schloss Mallow ~ Stadt Avignon ~ Mai 1347

Anders als Château Rouge, das dem Kardinalskollegium gehörte, war Château Mallow in Avignon Teil des Rates der Apokryphen und Residenz der Kardinäle Basiliste und Lean. Da Lean sich auf päpstlicher Mission in England aufhielt, war der ältere Kardinal allein in Château Mallow. In seinem Appartement schlief Basiliste tief und fest. Auf seinem Schreibtisch ... Eine fast erloschene Öllampe mühte sich, eine Flamme zu erzeugen, und warf flackernde Schatten auf eine nahegelegene Feder, ein Tintenfass und einen geschriebenen Brief, der folgende Worte trug:

Mein liebster Kardinal Lean ~

Verzeiht mir meinen Mangel an Mut, aber die größte Furcht hat sich festgesetzt.

Meine Seele. Ich bin nun überzeugt, dass Kardinal Xaviers Tod kein Zufall war und finstere Mächte gegen uns wirken. Sie suchen Zugang zu dem, was wir beschützen. Ich flehe euch an, kehrt unverzüglich nach Avignon zurück.

Und gemeinsam werden wir auf eine Audienz bei Seiner Heiligkeit Papst

Clemens bestehen. Er muss vor den Gefahren gewarnt werden. Beeil dich, mein Freund.

Ich beginne um meine Sicherheit zu fürchten.

Hochachtungsvoll, im Dienste Seiner Heiligkeit ~ Kardinal Basiliste

Eine frische Brise löschte die Flamme, als sich das hintere Fenster langsam öffnete und eine sich verändernde Silhouette sichtbar wurde. Ein abtrünniger Wächter schlich sich in Basilistes Schlafzimmer, setzte sich rittlings auf ihn und presste dem Kardinal die Hand auf den Mund. Dann zog er einen Dolch und flüsterte die Fragen, die er stellen sollte. Basiliste wehrte sich, doch er war zu schwach für den starken Soldaten. Mit einem finsternen Flüstern warnte ihn der Eindringling, nicht aufzuschreien; das kalte Stahl an seinem Hals machte die Drohung unmissverständlich. Der Soldat nahm die Hand weg und wartete auf eine Antwort.

Trotzig starrte Basiliste wortlos auf das Gesicht in seiner Silhouette. Langsam glitt das Messer auf das linke Auge des Kardinals zu und hinterließ eine flache Blutrinne. Basiliste knirschte mit den Zähnen. Er biss die Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich. Die Hand presste sich erneut auf seinen Mund und drückte seinen Kopf tief ins Kissen. Mit seinem Gewicht stützte der Wächter Basilistes Brust und stieß den Dolch in das empfindliche Fleisch unter dem Auge. Basiliste schrie durch die Nase auf, als das Messer die Wände seiner Augenhöhle aufkratzte. Der Wächter warf das Auge auf den Boden. Ein Teil des Widerstands war von dem alten Mann genommen worden, teilte ihm der Soldat mit, dass er immer noch ein Auge übrig habe, mit dem er verhandeln könne.

Basiliste begann sofort zu sprechen und erzählte alles, was er wusste. Als er geendet hatte, verlangte der Wächter, dass er die Codewörter für den Durchgang wiederholte, um sicherzustellen, dass sie korrekt waren. Schluchzend beteuerte er, die Wahrheit gesagt zu haben – dennoch glitt das Messer in das rechte Auge des Kardinals. Wieder schrie Basiliste gegen die kalte Hand an. Wieder wurde er aufgefordert, es zu wiederholen. Die Worte. Er keuchte und stammelte – es waren dieselben Worte. Überzeugt, die Informationen erhalten zu haben, für deren Beschaffung er angeheuert worden war, verlagerte der Wächter sein Gewicht auf Basilistes Brust und presste ihm die Luft aus den Lungen. Und nachdem der Kardinal verstummt war, glitt der Attentäter über das Fensterbrett und verschwand in der stillen Abenddämmerung.

Einige Zeit später traf er seinen Gönner an dem geheimen Treffpunkt, der nach dem grausamen Ereignis vereinbart worden war. Ein Lederbeutel wechselte den Besitzer, und der angeheuerte Mörder ritt aus dem Westtor Avignons hinaus und über die Rhônebrücke. Doch noch bevor er eine Meile zurückgelegt hatte, enthauptete ihn ein informierter und wartender Dieb mit einem Breitschwert – und nahm ihm den Beutel ab. Die Spuren des abscheulichen Mordes verschwanden in der französischen Landschaft. Und sein Täter, Kardinal Jean- François Blasi, besaß nun den Schlüssel zu den Geheimnissen des Konzils der Apokryphen und damit auch zu den beiden streng bewachten Klöstern *Gardiens* und *Cancello*.

[Ende Kapitel 2]



Dieses literarische Werk wurde geschaffen ausschließlich in Widmung von

Edgar Allan Poe (1809–1849)

— Möge sein Vermächtnis in uns allen weiterleben —



~[GothicNovel.Org](https://www.gothicnovel.org)~